

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 47 (1943-1944)
Heft: 11

Artikel: Das Russenvroni : ein Geschichtchen aus den Schwyzerbergen
Autor: Hess, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667331>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

unter Segel und kam glücklich in Batavia an. Wenige Wochen, so übersandte er dem Bruder folgende Zeilen:

Hier, wo ich Gott dem Allmächtigen danke, hier auf der neuen Erde denk' ich Deiner und unserer Lieben mit aller Wonne eines Märtyrers. Die neuen Szenen und Schicksale haben meine Seele erweitert, Gott hat mir Kraft geschenkt, der Freundschaft das höchste Opfer zu bringen, Dein ist — Gott! hier fiel eine Träne — die letzte — Ich hab' überwunden — Dein ist das Fräulein. Bruder, ich habe sie nicht besitzen sollen, das heißt, sie wäre mit mir nicht glücklich gewesen. Wenn ihr je der Gedanke käme — sie wäre es mit mir gewesen — Bruder! — Bruder! — Schwer wälze ich sie auf Deine Seele. Vergiß nicht, wie schwer sie Dir erworben werden mußte — Behandle den Engel immer, wie es jetzt Deine junge Liebe Dich lehrt — Behandle sie als ein teures Vermächtnis eines Bruders, den Deine Arme nimmer umstricken werden. Lebe wohl! Schreibe mir nicht, wenn Du Deine Brautnacht feierst. Meine Wunde blutet noch immer. Schreibe mir, wie glücklich Du bist. Meine Tat ist mir Bürge, daß auch mich Gott in der fremden Welt nicht verlassen wird.

Die Vermählung wurde vollzogen. Ein Jahr dauerte die seligste der Ehen. — Dann starb die Frau. Sterbend erst bekannte sie ihrer Vertrautesten das unglücklichste Geheimnis ihres Busens: sie hatte den Entflohenen stärker geliebt.



Abend und Gewitteranzug am Bielersee

Nr. 6151 BRB 3. 10. 39

Beide Brüder leben noch wirklich. Der ältere auf seinen Gütern in Deutschland, aufs neue vermählt. Der jüngere blieb in Batavia und gedieh zum glücklichen, glänzenden Mann. Er tat ein Gelübde, niemals zu heiraten, und hat es gehalten.

Das Russenvroni

Ein Geschichtchen aus den Schwyzerbergen von Jakob Hef

Im Bergtal wechseln wohl Jahreszeiten, und Menschengeschlechter folgen einander wie die Sprudelwellen der Muotta. Sonst aber verändert sich nicht gar vieles auf den Bergweiden und in den Köpfen. Treuer als anderswo bleibt daher das Ungewöhnliche überliefert. So lebt auch heute noch im Volksgedächtnis der Heerzug des Feldherrn Suworoff durch das wilde Rinzig- und Pragelgebirge, der Kampf jenes Helden, der das „Unmöglich“ aus seinem Wörterbuch ausgestrichen und ersetzt hatte durch „Wage! Versuche!“

Jetzt noch werden in Talwirtschaften den Gä-

sten „Russenstücke“ gezeigt — Gewehre, Säbel und Uniformstücke, Überbleibsel von jenen Gefechten, die mörderisch vom Fels widerhallten. Heller jedoch als diese Fundstücke, vom Rost des Jahrhunderts angefressen, leuchtet Suworoffs Herzengüte durch das Nebelgrau der Zeiten, wie sie sich spiegelt in seinem Verhalten gegen das Vroni von Lipplisbühl, davon zwar kein Geschichtsvermerk kündet.

Es war an jenem denkwürdigen Tage des schwierigen Rinzigjochüberganges. Wie eine vielfach zerrissene Schlange, deren Stücke sich ein-

zeln weiterbewegen, kam das zähe Russenheer aus dem Rinzertal hervorgequollen.

Die wilden Baschkiren, Tscherkessen, Kosaken fielen ein in die Alplerhütten wie ein verhungerner Bienenschwarm. Rauhstimmig, in ihren barbarischen Sprachen, die kein Bergbewohner verstand, jedoch mit Gebärden, die auch der Dümme sich erbangend zu deuten vermochte, forderten sie Essen und Trinken. Wo es ihnen zu lang dauern mochte, bis der Senne sich entschlossen, nahmen sie an sich, was ihnen behagte, die Milch in den Gebsen, die Käselein im Gaden, die schwarz angeräucherte Wurst im Rauchfang.

So drangen auch ein paar schwarzhhaarige Krieger in eine Hütte, wo eine Mutter mit zwei un-erzogenen Buben und der schon erwachsenen Tochter, Broni geheißten, beheimatet waren.

Nun waren aber schon Leute des Vortrupps beutesuchend drinnen gewesen und hatten so ziemlich mitlaufen lassen, was nicht mit Nägeln befestigt gewesen. Als deshalb die Nachzügler nichts mehr vorfanden, was ihren Berghunger zu stillen vermochte, ergrimten sie und bedrohten die Leuten in der Hütte mit blanker Waffe. Von einem Säbelhieb getroffen, sank einer der Buben blutend zusammen, während zwei finstere Unholde die Mutter mit Büchsenkolben bedrohten.

Da überließ dem Broni die Galle. Es war ein überaus flinkes Mädchen, schon gewöhnt an die schwerste Arbeit und nicht so leicht zum Fürchten zu bringen. Sie packte gemessenflink eine Holzaxt, die an dem alten Scheitstock lehnte, und schmettete damit kurzerhand die nächsten zwei Baschkiren nieder. Nicht genug damit, wehrte sie hernach auch die Nachdrängenden von sich ab. Ein mörderliches Geschrei war die Folge, das gleich Fanfarenstößen hinauschoß in den frostigkalten Herbsttag.

In diesem Augenblick ritt der Stab mit dem Feldmarschall in Lipplisbühl ein. Das Gebrüll lockte Sutworoff zum Kampfplatz. Er rief seine tobenden Krieger zur Ruhe und ließ sich des Streitiges Ursache berichten.

Auf ihre zwei toten Genossen hinweisend, verlangte die Soldateska wutknirschend das Erschießen des tapferen Mädchens, das immer noch vor den Seinen dastand, die blutige Axt bereit zum Zuschlagen.

Durch einen Dolmetscher ließ nun der Feldherr auch bei den Hütteninsassen nachfragen, warum sich die Broni zur Wehr gestellt habe. Als er den wirklichen Tatbestand hörte, schüttelte der sonst so tatschnelle Kämpfe mißbilligend sein kühnes Haupt.

„Schert euch zu Teufels Großmutter, Kinder!“ gebot er dem drohend harrenden Kriegsvolk. „Ich bin Feldmarschall, aber kein Richter. Ihr selbst seid Soldaten, doch keine Henker. Wir alle sind vor Gott sündhafte Menschen, nicht unnötig mordende Ungeheuer. Der Tod der beiden Kameraden, die sich an den Hausinsassen vergangen, vermag unsern Vormarsch nicht aufzuhalten; wohl aber kann uns das Behegeschrei unschuldig gemeuchelter Menschenkinder die Rache des himmlischen Vaters zuziehen.

Seid Kämpfer, nicht Räuber und Frauenschänder. Führt keinen Krieg mit wehrlosen Wesen. Denkt unserer Kaiserin Katharina, die auch ein Weib ist, wie dieses Mädchen, das mutig sich für die Seinen gewehrt hat. Ins Glied zurück, Kinder! Kehrt euch! Vorwärts!“

Gehorsam senkten sich Säbel und Kolben unter Sutworoffs flirrendem Blicke. Die Broni auch ließ die Holzaxt fallen, andächtig scheu den Helden betrachtend, dessen Wille Natur und Menschen zwang, dessen Edelsinn aber selbst im Schrecken des Feldzugs leuchtend sich offenbarte.

Sein Bild blieb im Herzen des Mädchens zurück, als längst wieder Frieden im Bergland herrschte, als das letzte Fremdheer verschwunden war von der blutgetränkten Heimaterde, als ein neuer Staatsgedanke aufschob aus dem roffezertrampelten Väterboden.

Im Wachen und Schlafen, sogar im Gebete stand vor Bronis Auge der Feldherr, vom Glorienschein eines Heiligen umflimmert. Es verblieb ihr zeitlebens ein ernsthaftes Wesen, in dem die Schauer der Blutzeit nachwirkten — still, sonderbar und weltabgeschlossen.

Kam irgendwie und irgendwann die Rede auf den Russenfeldherrn, der wie ein Meteor am Himmel flammend durchs Schwyzer Bergland gefahren, dann erglühten die Augen der Broni in einem unergründlichen Leuchten; begierig lauschte sie den Worten und hielt das Vernommene innig fest in dankbar verehrendem Gemüte.